

Die Autographenschätze des Lessingmuseums.

Alfred Klaar berichtet in der „Vossischen Zeitung“ über das Lessing-Museum, das die Nachkommen des großen Dichters in Berlin geschaffen haben.

Er schreibt: Der Geheime Justizrat Robert Lessing, der Großneffe des Dichters, hat im Hause Dorotheenstraße 15 in Berlin in aller Stille, mit Umsicht und tiefgreifendem Verständnis, mit Zähigkeit und großherzigem Aufwand bedeutender Mittel dem größten seiner Ahnherren, der zugleich der Ahnherr der deutschen Kritik und des bewußten deutschen Literaturschaffens ist, ein museales Denkmal errichtet, das, durch die Kraft eines einzelnen bewirkt, sich ähnlichen, durch große Körperschaften begründeten Denkstätten in Weimar, Marbach, Wien usw. würdig an die Seite stellen kann. Kunstwerke, Bildnisse, kostbare Erstdrucke und vor allem Handschriften der seltensten und wertvollsten Art erzählen hier von Lessing und seiner Zeit.

Auf die Fülle der wiedergegebenen Stücke, von denen die meisten biographische oder literaturgeschichtliche Bedeutung haben, könnte nur ein Bericht eingehen, der selbst zum Buche anschwillt. Einige kurze Proben geben vielleicht ein Bild der mannigfaltigen Beziehungen und Charakterbesonderheiten, in die hier hineingeleuchtet wird. Goethe erscheint im Briefwechsel mit David Friedländer als geschäftiger Sammler, dem die Verehrung für seine Persönlichkeit weidlich zustatten kommt. Er tauscht eine Antike von Wert gegen eine Anzahl Bronzemedailen ein, die Friedländer, wie er am Rande des Briefwechsels mit gutem Humor vermerkt, mit sehr geringen Ausnahmen als neuere, wahrscheinlich in Weimar gefertigte Abgüsse erkennt und sämtlich aus seiner Sammlung entfernt, um „beiderseitige Ehre zu retten“.

Ein köstlicher Brief Schillers von Jena am 23. Oktober 1797, an den Verleger Georg Joachim Göschen gerichtet, kann gar nicht genug verbreitet werden — auf die Gefahr hin, daß er einem großen Teil unseres jüngeren Literatengeschlechtes die Röte ins Gesicht treibt. Schiller, bekanntlich kein Freund Bürgers, flicht hier Bürgers „Blümchen Wunderhold“ mit rührender Anmut in seinen ewigen Kranz, wenn er an seinen Verleger schreibt:

„Was den Carlos betrifft, so verspreche ich Ihnen zwar, daß Mscrpt. vor Johannis, im nächsten Jahre fertig abzuliefern, aber ich läugne nicht, daß es mir unangenehm ist, wenn eine Prachtausgabe davon gemacht wird. Zu einem solchen Zwecke als Sie damit erreichen wollen, qualifiziert sich eine so jugendliche Arbeit nicht; ich verkenne zwar nicht das Gute und Schätzbare was daran ist, aber es fehlt



Fig. 5.

Goetz, „Italiens Politik der freien Hand“ (Revers).

ihm die Reife, die ihm nicht mehr gegeben werden kann, und indem Sie es durch eine gewisse Emulation mit Voss in Berlin dem Nathan gegenüberstellen, so geben Sie mir vor dem Publicum den Schein einer Anmaßung, von der

ich sehr weit entfernt bin. Gerade die Reife, welche dem Carlos fehlt, hat der Nathan und das Gute, was jener vor diesem voraus haben mag, hilft ihm bei dieser Concurrenz nichts, da man gerade jene Eigenschaft am meisten fordert.



Fig. 6.

Goetz, „Der Bittgang am Balkan“ (Avers).

Überlegen Sie noch einmal meine Zweifel, vielleicht findet sich noch ein anderes passendes Mittel, Ihren Wunsch wegen eines typographischen Wettewfers zu realisieren — und seien Sie versichert, daß ich mit Freuden dazu die Hand bieten werde . . .“

Ein merkwürdiges Gegenstück dazu ist der Brief, den Karl Philipp Moritz, der eifrige Kritiker und Verfasser des „Anton Reiser“, im Tone des völlig Gleichberechtigten am 6. Juni 1789 von Berlin aus an Goethe richtet, der damals schon als das ragende Genie der deutschen Literatur anerkannt wurde. Er hat eine Zeitlang, sagt er, „nicht schreiben wollen“, weil er (was den Tasso-Eindruck anlangt) sich selbst nicht recht sicher gewesen; „denn wir müssen nur Lebensbriefe aneinander schreiben und alles muß von Folgen seyn.“ Der Inhalt des interessanten Schreibens aber mildert beträchtlich den Eindruck dieses Selbstgefühls; es gehört zum Schönsten, was über Tasso gesagt worden ist, und gilt noch heute in den Worten: „Diese Dichtung wird ohngeachtet ihrer Zartheit ins Leben eingreifen, weil sie die Ehrfurcht für das Zarte und Schöne, welche doch einmal wirklich stattfand, zum Hauptgegenstand der Darstellung macht und auf manche Wangen Schamröte hervorlocken wird, die dem Gefühl für das, was seinen Wert in sich selber hat, noch nicht ganz abgestorben sind . . .“

Prächtig sind einige Briefe Jean Pauls an das Ehepaar Friedländer, das sich ihm zuerst anonym genähert und dann die Maske gelüftet hat. Der erste der beiden Briefe ist ein Trostbrief, in dem Jean Paul die Anschauung vertritt, daß in allem Unglück, in aller Krankheit und in der Zahl der Sterbenden ein höheres Gesetz waltet. „Die Menschheit“, schreibt er unter dem 8. Mai 1799 aus Weimar, „geht jetzt durch ein rotes Blutmeer — vielleicht mehr als ein Jahrhundert lang — ihrem gelobten Land entgegen; — und unsere frühere Geburt erspart uns Wunden: Wissen Sie, ob das weichorganisierte Wesen nicht zu sehr wäre von den blutigen Wellen erschüttert worden, die schon in unserer Zukunft rauschen? . . .“ In einem späteren Briefe an das nun dem Namen und den Verhältnissen nach bekannte „liebenswürdige Paar“ heißt es: „Gerade der entdeckte Unterschied unserer Religion — wenn es noch einer ist — gab mir eine Freude mehr und eine noch größere Achtung für Sie, weil Sie mehr Vorurteile zu besiegen haben, um uns, als wir, um Sie zu kennen und lesen und lieben zu lernen . . .“

In einer anderen Tonart ist die grundsätzliche Ablehnung konfessioneller Vorurteile gehalten, die Friedrich August